

ger des Christentums von Europa sein, sondern ein neues, dem Evangelium entsprechendes Christentum. Vgl. S. Zavala, *Recuerdo de Vasco de Quiroga* (Mexico 1965); J. Lafaye, *Quetzalcóatl et Guadalupe* (Paris 1974) 52–67.

⁶ Einige der einheimischen Kulturen Amerikas waren hochentwickelt und in mancher Hinsicht den Kulturen Europas im 16. Jahrhundert überlegen. Dies wird treffend dargelegt von M. León-Portilla, *Aztec Thought and Culture* (Norman, Oklahoma 1963), vor allem in Kap. 5, 134–176. (*La filosofía Nahuatl*, Mexico 1974.)

⁷ O. Paz, *The Labyrinth of Solitude* (New York 1961) 93–96 (*El laberinto de la soledad*, Mexico 1959).

⁸ León-Portilla aaO. 74–79.

⁹ J. Soustelle, *La vida cotidiana de los aztecas en vísperas de la conquista* (Mexico 1970) 102–104 und 124 (*La vie quotidienne des Aztèques a la veille de la conquête espagnole* (Paris 1955)).

¹⁰ Eine gute Beschreibung der Entwicklung der Guadalupe-Überlieferung findet sich bei Lafaye aaO. 281–396.

¹¹ León-Portilla aaO. 102.

¹² Gute Beispiele für das Eindringen in das geschichtliche Bewußtsein, das in der Folklore des Volkes lebt, sind N. Wachtel, *La vision des vaincus* (Paris 1971) und R. Acuña, *Occupied America* (San Francisco, California, 1973).

¹³ Papst Paul VI., *Evangelii Nuntiandi* (8. Dez. 1975). Abschnitte 48 (über Volksfrömmigkeit) und 63 (Anpassung und Treue im Ausdruck). Meyer aaO. 307 legt dar, wie falsch der mexikanische Katholizismus von nordamerikanischen und europäischen Missionaren beurteilt worden ist.

¹⁴ Meyer aaO. 275–323.

Übersetzt von Dr. August Berz

VIRGIL ELIZONDO

In San Antonio (Texas) geboren, Studien an der Ateneo University (Manila), am Ostasiatischen Pastoralinstitut (Manila) und am Institut Catholique in Paris. Nach dreijähriger Seelsorge Direktor der Bruderschaft der kirchlichen Lehre (1966–1970) und Studiendekan am Assumption Seminary (1967–1972). Seit 1971 Vorsteher des Mexican American Culture Center in San Antonio. Veröffentlichungen: *A Search for Meaning in Life and Death* (Manila 1971); *Hombre, ¿Quién Eres Tu?* (Mexico City 1971); *Christianity and Culture* (Huntington 1975); *Hombres en Marcha* (1975). Anschrift: 3019 W. French Place, P.O. Box 28185, San Antonio, Texas 78228, USA.

Irénée-Henri Dalmais

Liturgie und Volksfrömmigkeit

Die Feier des Weihnachtszyklus
in den Kirchen des Orients

Die Verwurzelung christlicher Feste in vorchristlicher Zeit

Die meisten christlichen Gemeinden haben sich aufgrund einer langen Tradition daran gewöhnt, die Liturgie als ein fast unantastbares Ganzes an Feiern zu betrachten, die immer von neuem wiederkehren und so die verschiedenen Zyklen des menschlichen Lebens strukturieren. Bleiben wir einmal bei den jährlich wiederkehrenden Festen: Ihre Feier erscheint so sehr an die Abfolge der Jahreszeiten gebunden, daß es kaum möglich ist, eine Unterscheidung zu treffen zwischen solchen, die an einem bestimmten Tag eines historischen Ereignisses gedenken oder, wie das Osterfest, in fernen Tiefen der Heilsgeschichte verwurzelt sind und solchen, die in engerer Verbindung mit dem Rhythmus der Natur eingerichtet werden, wie er in einer vorwiegend bäuerlichen Zivilisation gelebt wird.

Dies kommt daher, daß die Liturgie – die Bezeichnung als solche sollte schon verhindern, daß wir dies

vergessen – sehr stark den Willen einer Gemeinde zum Zusammenleben tangiert. Sie berührt also jene Gründe, von denen her sie sich selbst Rechenschaft gibt über ihre tiefe Existenz als diese Gemeinschaft und jene Motive, derentwegen sie sich in jeder Generation in Gemeinschaft weiß und will mit jenen, mit denen sie sich über Raum und Zeit hinweg solidarisch weiß. Demnach besteht also keinerlei Veranlassung dafür, erstaunt zu sein über das Unbehagen und die Erschütterungen, ja über den Bruch, den jede Neuerung und jeder Wandel in Ritus und Kalendarium hervorrufen. Die Schwierigkeiten, die wir derzeit in den katholischen Gemeinden feststellen können seit der vom Zweiten Vatikanum beschlossenen Erneuerung der römischen Liturgie sind keineswegs einmalig. Da wir uns hier auf den orthodoxen Orient beschränken wollen, mag es genügen, an das Schisma der «Altgläubigen» mit seinen tragischen Folgen zu erinnern, das im 17. Jahrhundert in Rußland durch die liturgischen Reformen des Patriarchen Nikon hervorgerufen wurde, oder – aus neuerer Zeit – an die Einführung des «Neuen Kalenders» in Griechenland, der seit fünfzig Jahren von den Anhängern des «Julianischen Kalenders» (Paläoimerologisten) heftig abgelehnt wird. Aber hier liegt auch der Grund dafür, warum es oft schwierig ist abzuwägen, welche Züge für den spezifisch christlichen Charakter eines Festes bedeutsam sind und welche Bestandteile aus Brauchtum oder aus Resonanzen aus dem menschlichen Raum, in dessen Mitte es gefeiert wurde, seine Feier im Laufe der Zeit integriert hat. Das charakteristischste Beispiel dafür,

das zugleich viele Aspekte liefert und äußerst komplex ist, ist sicher das Osterfest. Wie es scheint, war dieses zwischen dem 2. und dem 4. Jahrhundert *das* einzige Fest der Christen. Den Aussagen Tertullians zufolge klang es fünfzig Tage nach (Pfingsten).

Die Riten, die aus seinen jüdischen Wurzeln kamen, wurden zweifellos sehr früh vernachlässigt. Dies geschah nicht nur mit dem Essen des Osterlammes, das nur in Jerusalem geschlachtet wurde, sondern auch mit den Bräuchen, die dem Seder-Mahl eigen sind, unter anderem auch mit dem Brauch, ungesäuertes Brot zu essen, obwohl man diesen doch für wesentlich hielt.

Dagegen feierten die Christen Ostern schon von sehr alter Zeit an im Rahmen eines kurzen «Triduum». Es begann am Abend des Donnerstags und endete mit Sonnenaufgang des Sonntags. Auf diese Weise ging der Gedanke des Durchgangs aus der Nacht zum Licht, der besonders zum Zeitpunkt der Tagundnachtgleiche im Frühling und bei Vollmond reich an Symbolkraft war, in die Feier ein.

Dieses Symbol des Lichts wurde mit der Erscheinung des Auferstandenen in Herrlichkeit in Verbindung gebracht; es sollte sich in der Folgezeit in verschiedenen Riten ausdrücken. So wurde zum Beispiel in den westlichen Kirchen die Feier des «Luzernariums» in eine Liturgie der Osterkerze umgewandelt, und im Orient prägte sich der Ritus des Einzugs in die Kirche mit Kerzenlicht während der Osternacht heraus. Jetzt können sich hier und dort noch außerliturgische Gebräuche hinzugesellen, die uraltes Brauchtum um den Ablauf des Sonnenzyklus herum weitertragen.

Aber diese Elemente bleiben sekundärer Art. Sie sind ziemlich äußerlich in bezug auf die Osterfeier im eigentlichen Sinn. Vielleicht kann man hierin den Grund dafür suchen, daß sie oft weniger populär erscheint, zumindest in den Augen der Christen des Westens, die Mühe haben, sie in ihre Lebensstrukturen zu integrieren. Deshalb habe ich es vorgezogen, die folgenden Überlegungen auf die Gesamtheit jener Zelebrationen auszurichten, die sich um das Thema der Geburt und der Epiphanie Christi herum ausgebildet haben, und zwar bei den Christen des Orients, insbesondere der koptischen Kirche Ägyptens. Gerade sie hat ihnen sehr früh immer breitere und reichere Formen gegeben, die stark in denkbar alter Zeit verwurzelt sind und doch immer lebendig blieben.

Zu den Ursprüngen von Weihnachten und Epiphanie

Uns ist bekannt, daß Ursprung und erste Bedeutung dieser Feier keineswegs geklärt ist. Feiern dieser Art sind in der Mitte des 4. Jahrhunderts sicher bezeugt. In

Rom und, wie es scheint, in einem großen Teil der lateinischen Christenheiten fanden sie am 25. Dezember statt. Nach dem Zeugnis des Chronographen von 354 feierte man an diesem Tag zumindest seit der Weihe des 274 auf Befehl von Kaiser Aurelius auf dem Marsfeld errichteten Tempels ein Fest des Unbesiegten Sonnengottes (Sol invictus). Noch in der Mitte des 5. Jahrhunderts sah sich Papst Leo gezwungen, gegen Zeichen abergläubischer Verehrung zu protestieren, die die Christen der aufgehenden Sonne entrichteten, ehe sie die Petersbasilika betraten.

Gewisse Spekulationen, von denen ein Computum Pascaliu berichtet, hatten sogar einen ganzen Zyklus ausgearbeitet; sie datierten die Erschaffung der Welt, zumindest die des Lichtes, auf den 25. März; dies wäre der Tag der Empfängnis Christi. Dadurch ergäbe sich dann ein weiteres Motiv dafür, seine Geburt auf den 25. Dezember zu legen. Man kann jedoch mit B. Botte¹ die Meinung vertreten, daß Mgr. Duchesne Spekulationen dieser Art zu viel Bedeutung beigemessen hat. Wie dem auch sei, ein nach diesem Datum gestalteter Zyklus in Zusammenhang mit der Wintersonnenwende in der westlichen Christenheit, insbesondere in den nordischen Ländern, sollte sehr dazu beitragen, den volkstümlichen Charakter des Weihnachtsfestes zu verstärken und das rasche Anwachsen von Bräuchen, die in mehr oder weniger direkter Verbindung mit dem Zunehmen des Lichts stehen, zu fördern. Er hat aber kaum auf die orientalischen Christen ausgestrahlt, obgleich die meisten von ihnen, die einzige Ausnahme bildet die armenische Kirche, es mehr oder weniger schnell übernommen haben, die Geburt Christi am 25. Dezember zu feiern und sie in ihren eigenen Zyklus der Feier der Epiphanie des Herrn, für die das Datum des 6. Januar sich schon durchgesetzt hatte, zu integrieren.

Die Wahl dieses Datums läßt sich noch schwerer erklären als die des 25. Dezember. Und dennoch haben sich die Aspekte, die es enthält, als so vielfältig und so reichhaltig erwiesen, daß sie diesem Fest eine Dichte doktrinaler und geistlicher Art sicherten, die es im Westen nie gekannt hat und der die Feier des 25. Dezember, die rasch historisiert wurde, keine Nahrung bieten konnte.

Während im Westen um das Weihnachtsfest herum mehr oder weniger Folklore wucherte, die zu dem Fest nur sehr äußerliche Beziehung hatte – was eine regelrechte Entchristianisierung des Weihnachtsfestes möglich machen mußte –, hielten die ganz andersartigen Entwicklungen, welche die Feier der Epiphanie erfuhr (und in deren Kraftfeld auch die Feier der Geburt des Herrn ihren Platz fand), sich ganz im Rahmen einer spezifisch christlichen Sicht, selbst da, wo sie in voller

Breite aus dem vorchristlichen Bestand der verschiedenen Kulturen schöpften.

Die Feier der Erscheinung des Herrn in der koptischen Kirche und ihre vorchristlichen Vorläufer

Bei diesen Entwicklungen und vielleicht sogar an ihrem Ursprung spielte Ägypten eine besondere Rolle. Auch heute noch ist zweifellos in der koptischen Kirche der breite Zyklus, der sich um die Feier der Geburt und der Erscheinung des Herrn herum gebildet hat, am volkstümlichsten geblieben, und innerhalb der koptischen Kirche in der Kirche Äthiopiens, die sehr viel von Ägypten empfangen hat und gleichzeitig Traditionen, die es von anderswoher empfing, in origineller Weise weiterentwickelt hat.

Dies kommt daher, daß sich das gräko-romanische Ägypten, dieser Umschlagplatz von Kulturen und Heimstätte des Synkretismus, das gleichzeitig, was man zu leicht vergißt, fest darum bemüht war, seine bestehenden Riten zu verewigen und seine alten Traditionen weiterzugeben, intensiv angesprochen fühlte, sobald man die großen kosmischen Archetypen heraufbeschwor. Wir werden sie auftauchen sehen durch die ältesten Anspielungen an christliche Feiern der Geburt und der Erscheinung Christi, des Herrn, des «Emmanuel, unseres Gottes und Königs» hindurch, wie die koptische Tradition ihn gern anruft.

Die Veröffentlichung der großen Kultinschrift im Tempel von Denderah, die den Verlauf der Mysterienfeier des Osiris in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung beschreibt, und der Kommentar, den E. Chassériat² dazu gegeben hat, ist in dieser Hinsicht besonders aufschlußreich.

Klemens von Alexandrien bemerkt wie zufällig, als er versucht, von den Synchronismen aus, die das Lukasevangelium anlässlich der Taufe Jesu gibt, eine Chronologie Christi aufzustellen: «Die Anhänger des Basilidos feiern auch den Tag der Taufe Jesu und verbringen die vorhergehende Nacht ganz mit Lesungen. Ihrer Meinung nach fand sie im 15. Jahr des Tiberius statt, am 15., anderen zufolge am 11. des Monats Tubi (10. oder 6. Januar)» (Str. I; 21; 146,1–2). Aber er sagte nichts über die Gründe aus, die gewisse gnostische Kreise veranlaßten, dieses Datum zu wählen.

Viel redegewandter häuft Epiphanius von Salamis eineinhalb Jahrhunderte später die wunderbaren Synchronismen, um die Authentizität seiner Chronologie zu beweisen: «Der Heiland wurde geboren im 42. Jahr des römischen Königs Augustus, als derselbe Oktavius Augustus zum dreizehnten Mal Konsul war und auch Sylvanus, wie es in den Konsularbüchern der Römer

eingetragen ist. Dort steht in der Tat Folgendes: Unter ihrem Konsulat, d.h. unter dem dreizehnten Konsulat des Oktavius und dem des Sylvanus wurde Christus am 8. der Iden des Januar geboren, dreizehn Tage nach der Wintersonnenwende, als der Tag und das Licht zunahm. Dieser Tag wird bei den Hellenisten, d.h. bei den Götzendienern, am 8. der Kalenden des Januar gefeiert und bei den Römern Saturnale, bei den Ägyptern Kronia, bei den Alexandriern Kikellia genannt. An diesem Tag fand die Wende statt, d.h. die Sonnenwende, und der Tag beginnt zuzunehmen, das Licht erhält einen Zuwachs. Die Zahl von dreizehn Tagen bis zum 8. der Iden des Januar bis zum Tag der Geburt Christi wird in der Weise vollendet, daß sich jedem Tag der dreißigste Teil einer Stunde hinzufügt.» Diese reichlich wirren Erklärungen wollen ganz offensichtlich erläutern, wie das Fest des 6. Januar mit der Sonnenwende und der Feier der Geburt Christi, die gerade im Begriff war, sich allgemein auszubreiten, am Tag des «Unbesiegtens Sonnengottes» in Zusammenhang gebracht werden konnte.

In jenen Kreisen allerdings, die Epiphanius kannte, ist die Blickrichtung reichlich verschieden, wie die Referenzen, die er weiter unten gibt, zeigen: «Noch viele andere Dinge haben sich ereignet und ereignen sich noch, um diese Tatsache zu stützen und zu beweisen, ich meine die Geburt Christi. Denn die Kultvorsteher für den Götzendienst sehen sich gezwungen, einen Teil der Wahrheit anzuerkennen. Da sie Lügner sind, halten sie, um die Götzendiener, die ihnen Glauben schenken, zu täuschen, in derselben Nacht der Erscheinung des Herrn an vielen Orten ein großes Fest ab, damit jene, die dem Irrtum Glauben schenken, die Wahrheit gar nicht erst suchen. In Alexandrien, in dem sogenannten Koreion, einem sehr großen Tempel, dem Heiligtum der Kore, wachen sie die ganze Nacht hindurch und besingen ihre Abgöttin mit Liedern beim Klang der Flöten. Ist die Nachtwache beendet, nach dem Hahnenschrei, gehen sie mit Fackeln in den Händen an einen unterirdischen Ort hinunter und bringen von dort eine Statue aus Holz, die nackt auf einer Tragbahre sitzt und ein vergoldetes Zeichen in Kreuzesform auf der Stirn, zwei weitere ähnliche Zeichen auf den Händen und zwei auf den beiden Knien trägt, wobei die fünf Zeichen ebenfalls vergoldet sind. Sie tragen die Statue sieben Mal im Kreis um den Tempel herum, beim Klang von Flöten, Tamburin und Hymnen, und nachdem sie sie gefeiert haben, tragen sie sie wieder an den unterirdischen Ort zurück. Und wenn man sie fragt, was diese Mysterienfeier bedeutet, so antworten sie: Heute, zu dieser Stunde, hat Kore, d.h. die Jungfrau, den Aion (die Dauer) geboren. In der Weise geschieht das in Petra, der Hauptstadt Arabiens,

dem Edom der Schrift. Sie besingen dort die Jungfrau in arabischer Sprache und nennen sie arabisch Chaa-man, das heißt junges Mädchen oder Jungfrau; ihren Sohn nennen sie Douzares, d.h. einziger Sohn des Herrn. So ist es ebenfalls in Elousa, und zwar in der gleichen Nacht wie in Alexandrien und in Petra.»

Weiter unten zählt Epiphanius weitere wunderbare Fakten auf, die sich zur gleichen Zeit ereignen sollen und von denen einige auch anderswo bezeugt sind. Er bringt sie mit dem Wunder von Kana in Verbindung: «Am 11. Tubi ereignete sich nach der Überlieferung der Ägypter die Geburt des Herrn im Fleisch, und am gleichen Tage fand, 30 Jahre später, das erste Wunder in Kana in Galiläa statt, d.h. die Verwandlung des Wassers in Wein. Deshalb wiederholt sich bis zum heutigen Tag an vielen Orten dieses göttliche Wunder, das damals stattfand, zum Zeugnis für die Ungläubigen: Dies bezeugen an vielen Orten Quellen und Flüsse, die in Wein verwandelt werden. So die Quelle von Cybira, einer Stadt in Carien, und zwar zu der Stunde, in der die Diener schöpften und in der er sagte: Gebt davon dem Speisemeister. Die Quelle in Gerasa gibt dasselbe Zeugnis. Wir haben aus der Quelle von Cybira getrunken und unsere Brüder von der in Gerasa in dem Martyrium. Und in Ägypten bezeugen es viele vom Nil. So kommen denn nach den Aussagen der Ägypter in Ägypten und in vielen Ländern am 11. Tubi viele, schöpfen Wasser und stellen es als Vorrat beiseite» (Panarion 51, 22 – 30, Ausgabe GCS 31, S. 284 – 301, nach der französischen Übersetzung von B. Botte, op. cit. S. 68 – 72).

Wie auch immer es um Herkunft und Wert der Informationen bestellt sein mag, die der leichtgläubige Epiphanius so gutwillig gesammelt hat, so bezeugen sie doch das hohe Alter von Bräuchen, die sich bis zum heutigen Tag in verschiedenen Kirchen des Orients insbesondere in Ägypten, gehalten haben. Wenn Cas-sian auch als erster um das Jahr 400 herum ausdrücklich für Ägypten am 6. Januar die Feier eines Festes erwähnt, das zugleich der Geburt Christi und seiner Taufe gedachte, (Coll. X.2; PL 49, 820 – 821; SEL 13, 286 – 287), so scheint es doch sicher, daß diese Feier älter war und daß die Auffassungen viel breiter waren, die sich da am Fest der Erscheinung des Herrn abzeichneten und durch eine Vielfalt an Bräuchen verursacht wurden, die in weiter Vergangenheit wurzeln, aber äußerst ausdrucksvoll geblieben sind für ein Volk, das mehr als jedes andere darauf bedacht war, die von den Alten überkommenen Bräuche zu bewahren und ihnen zugleich einen neuen Sinn zu geben.

G. Coquin, dem wir eine gründliche Studie über *Die Ursprünge der Epiphanie in Ägypten*³ verdanken, bringt in dieser Hinsicht neue Elemente und öffnet zu-

gleich Perspektiven von größtem Interesse, auf die B. Botte nicht aufmerksam gemacht hatte. Es handelt sich dabei zunächst um einen Text des Kanons des Athanasius, den er in die ersten Jahrzehnte des 4. Jahrhunderts datieren zu können glaubt. Nachdem der Text dem Bischof empfohlen hat, keinen Sonntag und kein Herrenfest vergehen zu lassen, ohne diejenigen, die in Not sind, zu versammeln und ihnen Almosen zu verteilen, fährt er fort: «Der Bischof soll sich auch mit ihnen freuen am Fest der Erscheinung des Herrn, das im Monat Tûba stattfindet, d.h. der Taufe... Bei den Ägyptern sagt man, dies sei das Fest des Jahresbeginns. Bei den Hebräern begann das Jahr am Ostertag, d.h. am ersten des Monats Barmûda (27. März). Im Monat Tûba war es auch, daß sich unser Erlöser als Gott geoffenbart hat, indem er Wasser in Wein verwandelte, durch ein erstaunliches Wunder»⁴.

Dann schlägt G. Coquin, der sich auf Arbeiten über den Nilkult stützt⁵, vor, hier den Ursprung jener charakteristischen Bräuche zu sehen, die insbesondere von Epiphanius erwähnt wurden und die sich von Ägypten aus über die orientalischen Christenheiten verbreitet und sogar bestimmte Gegenden des Westens erreicht hätten. Er kann dabei tatsächlich auf Dokumente hinweisen, die derartige Festlichkeiten erwähnen, und zwar im Monat Tûbi, in Verbindung mit der Entwicklung des Osiris-Kults im Lauf des Monats, der dem Khoiak vorausgeht und dessen Niederschlag im christlichen Kalender wir bald begegnen werden. Der ägyptische Konservatismus und die Ungenauigkeiten des Kalenders hatten in der Tat auf Daten, die außer Gebrauch gekommen waren, Feiern festhalten können, die ursprünglich mit dem Anwachsen des Nils (Juli–August) in Verbindung standen.

Wie dem auch sei, zu ihrem Bestand gehörte eine Nachtwache mit Lichtern, die ihnen mitunter den Namen «Fest der Lichter» einbrachte, eine Bezeichnung, die im Orient häufig für das Fest der Epiphanie gebraucht wird und von der man ansonsten nicht weiß, wie man sie erklären soll. Beim Morgengrauen zog eine Prozession zum Fluß, wo man das «Loch für die Quelle» (griech. *phiale*) gegraben hatte, das es ermöglichte, das lebenspendende Wasser zu sammeln. Man trug die Nilstatue und das Gefäß für das heilige Wasser und hielt Palmzweige und Schilfrohre in Händen.

Nachdem man das «Wasser zur Wiederherstellung» getrunken und im Tempel für dieses Geschenk des Lebens Dank gesagt hatte, gab man sich dann am Flußufer Vergnügungen hin. Schließlich weiß man auch, daß das Hieroglyphenzeichen für das Leben, *ankh*, ein überaus bedeutsames osirisches Zeichen, ein wenig einem Kreuz ähnelt, woraus sich erklären ließe, was Epiphanius erwähnt.

Das Zeugnis der arabischen Schriftsteller der fatimidischen Epoche

Es ist bemerkenswert, daß die Beschreibungen, die uns die arabischen und muslimischen Schriftsteller von der koptischen Feier der Geburt und der Epiphanie in der fatimidischen Zeit (9. – 12. Jahrhundert) geben, ein sehr ähnliches Ritual beschreiben. Sie wurden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, einer für die Kopten besonders dunklen Zeit, von Al-Maqrizi wieder aufgegriffen und gesammelt. Es folgt hier zunächst ein Bericht über die Geburt, am 29. des Khoiak, der ursprünglich dem 25. Dezember entsprach:

«Sie (die Kopten) wachen abends, in der Nacht der Geburt. Sie haben den Brauch, in den Kirchen eine große Anzahl Lichter anzuzünden und sie zu verziern. Dieses Fest wird in Ägypten am 29. Tag des Monats Khoiak gefeiert. Es ist bis zur Stunde eines der feierlichsten Feste Ägyptens geblieben. Unter den Fatimiden verteilte man an diesem Tag an die hohen Staatsbeamten, Großintendanten, Emire hoher Orden, Sekretäre und andere Schalen mit feinem Backwerk, Kuchen, die aus Weizenblütenmehl hergestellt waren, Schläuche mit Djulâb, Schüsseln mit Kuchlein und einen Fisch, den man «Maultier» nennt. Ein Brauch der Christen an Weihnachten ist das Spiel mit dem Feuer... Ich habe Weihnachten in Kairo, in Misr und in ganz Ägypten gesehen, und zwar als eine herrliche Feier. Man verkaufte dort Kerzen, die mit schönen Farben und entzückenden Bildern verziert waren. Da war niemand, weder unter den Hochgestellten noch unter den einfachsten Leuten, der keine davon gekauft hätte für seine Kinder und seine Familie. Man nannte diese Leuchten *faounis*, im Singular *fanous* («Laterne»). Große Mengen davon, von großer Schönheit, hingen in den Verkaufsräumen der Läden. Es herrschte ein regelrechtes Fieber, um die Preise hinaufzutreiben. Ich habe gesehen, wie der Preis einer solchen Laterne, die in ihrer Machart auf tausend oder fünfhundert Dirhem in Silber kam, auf mehr als siebenzig Mithqâl in Gold stieg. Selbst die Bettler von den Straßen nahmen an diesen Festen teil. Sie baten Gott, ihnen eine Laterne zu gewähren, und man kaufte ihnen für annäherungsweise 1 Dirhem kleine Lampions. Später haben die Unruhen in Ägypten, ebenso wie sie andere Luxusartikel zum Verschwinden brachten, auch die Herstellung der Laternen für das Weihnachtsfest zum Erliegen gebracht; jedenfalls bleibt nur wenig davon übrig.»⁶

Trotzdem haben sich solche Bräuche auch durch schwere Zeiten hindurch gehalten. In unseren Tagen haben sie ihren ganzen festlichen Glanz wiedergewonnen. Und dies weit über Ägypten hinaus, das ihre

Wahlheimat und vielleicht der Ort ihrer ersten Verwurzelung gewesen zu sein scheint.

Im Orient wie im Westen – und vielleicht sogar noch mehr als im Westen – ist Weihnachten ein Fest des Lichts oder vielmehr des Leuchtens. In dieser Hinsicht ist ein Brauch der syrischen Kirche (Jakobiten) äußerst interessant. Durch sie findet er zur Zeit in Indien, von Kerala aus, einen neuen Wurzelboden, da er dort zur gleichen Jahreszeit ähnliches Brauchtum vorfindet. Die lange Vigil der Weihnacht mit dem Gesang der Hymnen der Heiligen Ephräm und Jakob von Sarong endet beim Morgengrauen mit einer Prozession zu einem Scheiterhaufen aus wohlriechenden Zweigen, die man in feierlicher Weise entzündet und auf die alle Teilnehmer, während der Klerus Psalmen rezitiert, einige Weihrauchkörner streuen, dem zur Ehre, der das Licht der Welt ist. Dieser Symbolismus ist in diesem Land besonders ausdrucksvoll.

Dennoch ist die Epiphanie das eigentliche «Fest der Lichter» – ein Name, mit dem sie schon im 4. Jahrhundert von Gregor von Nazianz und anderen Predigern bezeichnet wurde. Auch hier hat man verschiedene Erklärungen für diese Bezeichnungen gesucht, von denen keine sich wirklich durchsetzt. Es sieht ganz so aus, als müsse man sich hier wieder einmal nach Ägypten wenden. Schon die von Epiphanius erwähnten vorchristlichen Bräuche legen dies nahe. Und die Beschreibung, die Al-Maqrizi zehn Jahrhunderte später von der koptischen Feier der Epiphanie gibt, macht deutlich, mit welcher Treue sie sich bewahrt haben. Er nennt sie Fest der Immersion (oder der Taufe, *Denb*):

«Dieses Fest wird in Ägypten am 11. Tag des Monats Tûba gefeiert. Der Ursprung dieses Festes liegt für die Christen darin, daß Yahia ben Zakaria (Johannes, der Sohn des Zacharias), Heil ihm, den sie Johannes den Täufer nennen, Christus taufte, d. h. ihn im See des Jordans taufte. Und als Christus, Heil ihm, aus dem Wasser stieg, kam der heilige Geist auf ihn herab. Deshalb tauchen die Christen an diesem Tag ihre Kinder in das Wasser und steigen selbst hinein. Diese Feier findet immer zur Zeit der größten Kälte statt. Man nennt sie das Fest der Immersion. Früher wurde sie mit großer Feierlichkeit begangen.»

Al-Maḡoudi (942) spricht in seinen «Goldenen Gefilden» folgendermaßen von ihr: «Die Nacht der Immersion war ein sehr großes Fest für die Bewohner von Misr (Altes Kairo). Niemand schlief in dieser Nacht. Es war die Nacht des 11. Tages des Tûba. Mohammed ibn-Toghji von Ikchid befand sich in Misr in seinem Palast, der Al-Mikhtar heißt und auf einer Insel liegt, die den Nil umgibt. Er ließ am Strand der Insel und am Ufer von Fostât tausend Leuchten anzünden, zu den Lampions und Fackeln, die die Leute von Misr ent-

zündeten. In jener Nacht waren Tausende von Menschen am Nilufer, Christen und Muslime, die einen in Booten, die anderen in den Häusern, die dem Nil am nächsten liegen, und an den beiden Ufern. Da wurde alles aufgeboten, was man nur sehen wollte: Speisen, Getränke, Kleider, Geräte aus Gold und Silber, Schmuck, Zerstreungen, Musik und gutes Essen. Das war die schönste Nacht, in der man sich am besten vergnügen konnte. Die Straßen wurden in dieser Nacht nicht geschlossen. Die meisten Anwesenden tauchten im Nil unter: angeblich ist das ein vorbeugendes Mittel gegen körperliche Gebrechen und ein Talisman gegen Krankheiten.» (Ausz. Paris, 1863, S. 364.)

Al-Maqrizi zitiert dann weiter eine andere Beschreibung, aus etwas späterer Zeit, die sich immer noch auf die prachtvolle Epoche der Fatimiden bezieht: «Al-Masihi berichtet in einer Aufzeichnung über die Ereignisse des Jahres 367 (978 nach Chr.), daß den Christen verboten wurde, die bei der Immersion gebräuchlichen Feiern zu veranstalten, sich zu versammeln, ins Wasser hineinzusteigen und sich Vergnügungen hinzugeben. Und eine öffentliche Anordnung gab bekannt, daß jeder, der ihr zuwiderhandeln würde, sogleich verbannt würde. Derselbe Autor berichtet, daß man im Jahr 388 (998 nach Chr.) das Fest der Immersion feierte. Man errichtete Zelte und Pavillons, stellte an mehreren Plätzen am Nilufer Sitzgelegenheiten auf. Man baute Divans auf für den Raïs Fahd ibn'-'Ibrahim den Christen, den Sekretär des Oustâdh Barjaouân, und zündete Fackeln an und Leuchten zu seiner Ehre. Man ließ Sänger und Schauspieler kommen. Er begann zu trinken, bis zur Stunde der Immersion. Dann nahm er ein Bad und zog sich zurück.»

Und weiter unten heißt es: «Derselbe Autor berichtet in der Chronik des Jahres 415 (1025 nach Christus) folgendes: In der Nacht des Mittwoch, des 4. Tages des Dhou'l-Qa'd fand die Immersion der Christen statt. Der Brauch hatte sich verbreitet, Früchte, Kalbfleisch und andere Lebensmittel zu verkaufen. Der Fürst der Gläubigen, Az-Zahir li-l'-'Zaz-Din-illah stieg zum Schloß seines Ahnen Al'-Aziz bi'llah in Misr hinunter, um die Immersion zu sehen. Er hatte seinen Harem bei sich. Man rief das Verbot für die Muslime aus, sich unter die Christen zu mischen, wenn sie in den Nil hinabsteigen würden. Badr ad-Daoula, der schwarze Sklave, der die Verantwortung für die beiden Polizeitruppen hatte, ließ sein Zelt bei der Brücke aufschlagen und nahm darin Platz. Der Fürst der Gläubigen ließ während der Nacht die Feuer und die Lampions entzünden, und man hatte eine glänzende Beleuchtung. Dann kamen Mönche und Priester mit Kreuzen und Kerzen, sie hielten eine lange Feier ab, bis zur Stunde der Immersion.»⁷

Einige volkstümliche Bräuche der anderen orientalischen Kirchen

Die Häufung dieser Zitate und das Interesse, das der Autor, der sie überliefert, für sie aufweist, zeigt deutlich, wie sehr diese Festlichkeiten volkstümlich geblieben waren in einem Ägypten, das in der Mehrheit muslimisch geworden war, und wie ihr christlicher Charakter nicht abgestritten wurde, obgleich viele Bräuche in einer viel weiter zurückliegenden Vergangenheit verwurzelt sind. Es ist bekannt, wie sehr diese volkstümlichen Feiern der Immersion sich in den verschiedenen orientalischen Christenheiten verbreitet haben, insbesondere in den verschiedenen slawischen Ländern, trotz ihres rauen Klimas.

Wenn man sich, wo dies möglich ist, zur Feier der Heiligung des Wassers an das Ufer eines Flusses, eines Sees oder des Meers begibt, so wird der christliche Bezug des Festes in den orthodoxen Christenheiten durch den Brauch verstärkt, ein kostbares Kreuz ins Wasser zu werfen, wobei sich die besten Schwimmer beeilen, es wieder herauszuholen.

Zweifellos wird das Fest der Taufe (Tamkat) in Äthiopien, das sehr viel vom koptischen Ägypten übernommen hat, mit größtem Prunk gefeiert. Außer Bräuchen, die es mit anderen Kirchen gemeinsam hat, selbst wenn ihnen die heiligen Tänze der Dabtares (Sänger-Schreiber) zugesellt wurden, hat sich in Äthiopien der Brauch eingebürgert, jedes Jahr das «Tabot» (kleines Brettchen) zu «taufen», das in jeder Kirche die Bundeslade darstellt, von der man glaubte, sie sei nach Axum transportiert worden. Daher weist in dieser Stadt auch die Feier, die im heiligen Bad der «Bäder der Königin von Saba» stattfand, den meisten Prunk auf. Nirgendwo sonst vielleicht ist die Verquickung der spezifisch christlichen Feier mit einer Fülle von volkstümlichen Bräuchen von jeder nur möglichen Herkunft so sichtbar wie hier.

Hingegen sind die Offizien für den Monat Khoiak, die der koptischen Frömmigkeit so viel bedeuten, in der Struktur der Feier spezifisch christlich. Wir haben oben bereits erwähnt, daß dieser Monat, der mit dem Weihnachtsfest endet, in alter Zeit Osiris geweiht war und wie im Synkretismus des gräko-romanischen Ägyptens sein Kult und der der Isis häufig mit den Kultan von Hator und Orus verschmolzen wurden. So besonders in Edfou und in Denderah, wo sich Mysterienfeiern entwickelten, die, wie es scheint, recht spät entstanden sind und den ganzen Monat Khoiak hindurch das Lob der jungfräulichen Mutter Gottes sangen. Dennoch kann man nicht daran zweifeln, daß sie in der Treue wurzeln, die ein ganzes Volk darauf gerichtet hat, zu dieser Jahreszeit die Wiedergeburt des Lichtes und das Wasser, das Leben spendet, zu feiern.

¹ Bernard Botte, Les origines de la Noël et de l'Épiphanie. Etudes historiques. In: Textes et études liturgiques I (Löwen 1932) S. 60.

² Emile Chasseriat, Le mystère d'Osiris au mois de Khoiak (Institut Français d'Archéologie Orientale), 2 Bde (Kairo 1966–1968).

³ René-Georges Coquin, Les origines de l'Épiphanie en Égypte: Noël, Épiphanie, Retour du Christ – Reihe Lex Orandi 40 (Paris 1967) 139–170.

⁴ AaO. 155. Der Text wurde herausgegeben von Riedel-Crum (London 1904) 20–21.

⁵ AaO. 163, mit einem Verweis auf D. Bonneau, La crue du Nil, divinité égyptienne, à travers mille ans d'histoire (332 vor Chr. – 641 nach Chr.) (Paris 1964).

⁶ Taqi Ed-din Al-Maqrizi, Les fêtes des Coptes, hrsg. und ins Französische übersetzt von R. Griveau, Patr. Orient. X, 4, 321–322.

⁷ AaO. 322–325.

Übersetzt von Elisabeth Pfirrmann

Jean-Marc Ela

Die Ahnen und der christliche Glaube: Eine afrikanische Frage

Das Thema der folgenden Überlegungen wäre völlig bedeutungslos für ein Christentum, das nur einen Transfer von Dogmen, Riten, Normen und Gebräuchen, die sich im Ausland herausgebildet haben, darstellen und afrikanische Traditionen gewaltsam fernhalten würde. Für einen Glauben aber, der sich nicht nach Art eines Gesetzes von selbst aufdrängt, sondern mit viel Unterscheidungsgabe alle Ausprägungen einer Kultur aufnimmt, wird es zu einer sehr ernstesten Frage. Es ist klar, daß eine derartige Öffnung ein Mühen um Reinigung und Befreiung nötig macht.

In dieser Hinsicht bleibt der berühmte Streit um die chinesischen Riten ein Paradigma: Er zeigt deutlich auf, in welche Schwierigkeiten das Christentum gerät, wenn es mit einem bestimmten Typus von Zivilisation verwechselt wird und unfähig ist, sich aus einengenden Strukturen zu befreien und sich für das Allgemeingültige, in der konkreten geschichtlichen Situation zu öffnen. Zu einem Zeitpunkt, in dem die Idee der Katholizität sich mit der dem Westen eigenen Auffassung zu identifizieren strebt, stößt das Unternehmen des Pater Ricci und seiner Gefährten im Europa des 17. Jahrhunderts regelrecht auf ein Phänomen von Ethnozentrismus.

Wenn man die Vergangenheit für die Gegenwart fruchtbar machen will, wie kann man dann erreichen, daß die christliche Botschaft neu durchdacht wird und

1914 in Vienne (Frankreich) geboren. Dominikaner. Priesterweihe 1945. Studium an der Theologischen Fakultät Le Saulchoir (Frankreich), an der Universität von Lyon und an der École des Hautes Études (Sorbonne, Paris). Diplom der Philosophischen Fakultät und der École des Hautes Études; Lizentiat der Philosophie, Lizentiat und Lektor der Theologie. Seit 1956 Professor für orientalische Liturgien am Institut Supérieur de Liturgie in Paris. Veröffentlichungen u. a.: Initiation à la liturgie (Paris 1958); Saints et Sanctuaires d'Orient (Paris 1968) und (in Zusammenarbeit mit anderen) Shalom, Chrétiens à l'écoute des grandes religions (Paris 1972). Anschrift: 20, rue des Tanneries, F-75 013 Paris.

es vermeidet, zu einem Anlaß zur Auflehnung zu werden in dieser Zeit kultureller Anpassung, in der der Afrikaner sich angesichts einer aufkommenden Zivilisation der Eroberung weigert, seiner kulturellen Identität entfremdet zu werden. Hier liegt ohne Zweifel der Lebenskontext, vor dem die Frage, die uns beschäftigt, zu stellen ist.

In der Tat, wenn es nicht möglich ist, die Ahnen an den Rand zu drängen, sie in Mißkredit zu bringen, wie können wir dann unseren Glauben so leben und ausdrücken, daß er nicht ein entfremdender Abglanz einer fremden Welt ist, die die eigenen Gebräuche und das eigene Glaubensgut angreift? Ganz konkret gefragt, müssen wir nicht zu einem Zeitpunkt, wo in gewissen jungen Gemeinden die Älteren den jungen Christen vorwerfen, daß sie die Toten vergessen, fragen, wie das Evangelium über den Ahnenkult denkt?

Die Frage muß ganz radikal gestellt werden, wenn wir die konkrete Lebensweise jedes unserer Völker in seiner Verschiedenheit, seine grundlegenden menschlichen Bestrebungen und seine Probleme dabei beachten wollen: *Kann die Kirche in Schwarz-Afrika Raum bieten für die Gemeinschaft mit den Ahnen?* Um den Rahmen der Diskussion, die diesbezüglich erforderlich ist, abzustecken, legen wir hier in aufeinanderfolgenden Annäherungsversuchen einige Überlegungen dar.

1. Der afrikanische Symbolismus

Zunächst wollen wir an ein allgemeines Faktum erinnern, das unsere Aufmerksamkeit verdient. In Schwarz-Afrika ist es sehr selten, daß die Toten nach dem Begräbnis, das nach den jeder Stammesgemeinschaft eigenen Riten abläuft, nicht durch irgendeinen Kult geehrt würden. In mehreren traditionellen Gemeinschaften stellt der Ahnenkult vielleicht jenen Aspekt afrikanischer Kultur dar, an dem der Afrikaner